

fig überraschend zusammenklingen mit der Dichtung.

Dies ist das Buch eines Liebhabers für Liebhaber, nicht eines Philologen für Philologen. So sind die griechischen Texte jeweils den Übersetzungen nachgestellt, manchmal (leider) sogar auf der nächsten Seite. Die Versmaße beansprucht er nicht genau nachzuahmen: seine Hexameter enden schon einmal mit einer betonten Silbe oder mit zwei unbetonten. Der griechische Text ist nicht frei von Druckfehlern. Nicht einmal die Übersetzungen sind überall einwandfrei. Es ist eben ein Buch, das der Autor, „an schönen Urlaubsorten im Schatten sitzend“, verfasst hat. Dort, nicht in der Schulstube, will es auch benutzt sein, und dort wird es seine Wirkung entfalten.

*Henrichs, Albert: „Warum soll ich denn tanzen?“ Dionysisches im Chor der griechischen Tragödie. Stuttgart, Leipzig: Teubner 1996 (Lectio Teubneriana. 4). 77 S. 32,00 DM (ISBN 3-519-07553-9).*

Bereits Alkman (fr. 1 Page) lässt den Chor von sich selbst sprechen. Diese „Durchbrechung der Illusion“ - Henrichs spricht etwas modisch von „Selbstreferentialität“ - gehört nach Hermann Fränkel (Dichtung und Philosophie des frühen Griechentums, S.182) „zum Stil der Chorlyrik“. Wenn der Chor von sich selbst singt, singt er aber auch stets direkt oder indirekt von seiner Rolle in Kult und Ritus. Im Ritus aber findet er zugleich seine feste Verankerung in der Polis. Nun ist es freilich schwierig, die mythische Bühnenhandlung mit dem Chortanz und seiner aktuellen kultischen Funktion zu verbinden, und daher wird der Chortanz dort nur selten zum Thema. Ein Beispiel ist die Stelle, die dem Vortrag den Namen gegeben hat: in Soph. OT 896 sieht der Chor den Götterkult, dem er doch seine Existenz verdankt, bedroht: „Wenn, wahrlich, solche Handlungen in Ehren stehen, was soll ich Reigen führen?“, wie Schadewaldt übersetzte. Trotz dieser Schwierigkeit hielten die Tragiker am Chortanz fest, zumindest bis an die Schwelle der hellenistischen Zeit. Denn Fest und damit Mythos und Ritus waren mit dem Chortanz stets eng verbunden. „Gerade hier, in der rituellen Funktion des

Chors, empfinden wir denn auch die Kluft besonders stark, die uns vom attischen Theater trennt und die auch durch ritualisierende Inszenierungen griechischer Tragödien nur unvollkommen überbrückt werden kann.“ (S.55)

*Hossenfelder, Malte: Antike Glückslehren. Kynismus und Kyrenaismus. Stoa, Epikureismus und Skepsis. Quellen in dt. Übers. m. Einf. Stuttgart: Kröner 1996 (Kröners Taschenausgabe. 424). XXXIV, 390 S. 38,00 DM (ISBN 3-520-42401-0).*

Malte Hossenfelder, Professor der Philosophie in Graz und als hervorragender Kenner ausgewiesen unter anderem durch seine (auch für die Schule sehr empfehlenswerte) Darstellung der hellenistischen Philosophie im Rahmen von Wolfgang Röds „Geschichte der Philosophie“, legt nun hierzu, wie er selbst es ausdrückt, gewissermaßen das Textbuch vor. Den einzelnen Texten und Zeugnissen ist jeweils eine kurze Einleitung vorangestellt, die Hossenfelders Interpretation noch einmal zusammenfasst. Der Glücksbegriff der griechischen Klassik sei noch die vollendete Erfüllung der von der kosmischen Ordnung vorgeschriebenen Rolle, also kein subjektives Gefühl. Daher habe es auch keine Schwierigkeiten gegeben, allgemeinverbindliche Regeln aufzustellen, wie man glücklich werden könne. Etwas Privates, etwas Subjektives sei das Glück, wie auch heute noch, erst im Hellenismus geworden: erst damals sei es das Ziel geworden, sich glücklich zu fühlen. Das ist für die Stoa eine ganz andere Auffassung, als sie z. B. Walther Kranz vertrat, der seinerzeit schrieb: „... die Verantwortlichkeit des Menschen wird zum Maßstab seiner gesamten Existenz erhoben und dem ästhetischen Lebensgenuß der Epikureer das pflichtgemäße Leben als Ideal entgegengesetzt.“ (Die griechische Philosophie, S. 297). Aber Hossenfelder hält „Pflicht“ für eine unpassende Übersetzung von *καθήκον*, an der Ciceros „officium“ schuld sei: „angemessene Handlung“ sei richtig. Die Leistung der Tugend sei die Apathie. Tugend bestehe in der Erkenntnis, daß es keine wahren Werte gebe, deretwegen man sich um die Apathie bringen lassen müsse, außer eben dieser Erkenntnis.